

Erzählen, was war Bedenken, was bleibt



Dr. Peter Klasvagt
Kolumnen 2015
Ruhr Nachrichten Dortmund

... und folgen dem Stern

„Entschuldigen Sie! Kann ich Sie etwas fragen? Sind Sie katholischer Pfarrer? Mein Freund will nämlich katholisch werden...“ – Ich war auf dem Weg nach Berlin und musste in Hamm umsteigen. Am Ausgang des Regionalzuges sammelten sich bereits die Fahrgäste, als mich der junge Mann ansprach: Militär-Look, dunkler Parka, Fellmütze. *„Ich will nämlich auch Christ werden. Aber muss man dann alles glauben was in der Bibel steht? Das kann ich nicht.“* Alle Umstehenden schauten sich nach uns beiden um, und mir blieben nur wenige Minuten für ein Glaubensgespräch. – Ich gestehe, das ist einer jener Momente, in denen man gern etwas mehr Zeit und dafür weniger Publikum hätte. Was sagt man in solchen Situationen, kurz bevor der Zug im Bahnhof einläuft und das Gespräch definitiv zu Ende ist?

Die Szene fiel mir wieder ein, als ich vor Tagen die „Heiligen Drei Könige“ in meiner Krippe aufgestellt habe. Ohne sie fehlte etwas an Weihnachten, denn diese Spätankömmlinge, von denen die Bibel berichtet, hatten wohl auch mehr Fragen als Antworten – genau wie wir. Sie, die, offenbar von einer inneren Unruhe gepackt, von weit her kommen und einen langen Weg zurücklegen mussten, um bei dem menschengewordenen Gott anzukommen, sind für mich Prototypen des glaubenden, aber auch fragenden, zweifelnden, suchenden Menschen: „Sterndeuter“, wie die Tradition sie auch nennt, die den Mut haben, in das Dunkel ihrer Zeit und ihres Lebens hineinzuschauen, Fragen zu stellen, die sich miteinander über den richtigen Weg austauschen und versuchen, die Gegenwart in dem Licht, das auf ihre Schritte fällt, zu deuten und von Gott her zu verstehen. So kommen sie schließlich an der

Krippe an, wenn auch etwas später. Aber sie haben gefunden, was sie ein Leben lang gesucht haben, eine Antwort auf Fragen, die ihnen schon so lange keine Ruhe ließen.

Daran musste ich denken, als mich der junge Mann im Zug fragte, ob man alles glauben muss, was in der Bibel steht. Mein Tipp in den etwa 90 Sekunden, die mir bis zum Halt im Bahnhof blieben: *„Lesen Sie die Bibel und leben Sie, was Ihnen richtig und wichtig erscheint. Sie werden sehen, Sie bekommen Licht für den jeweils nächsten Schritt. Und dieses Licht wird Sie führen. Der Weg schiebt sich im Gehen unter Ihre Füße, bis Sie da ankommen, wo Gott Sie haben will.“* Genauso wie bei den Sterndeutern von damals. Ich werde morgen, wenn wir das Fest der Heiligen Drei Könige feiern, an den jungen Mann denken – und an seine Frage, die mich auch selbst dem Kind in der Krippe näher gebracht hat.

Happy

„Sind Sie ein fröhlicher Mensch? Nein? Na, dann wollen wir Sie mal auf Touren bringen.“ Die Ansage aus dem fröhlichen Frühstücksradio ist vielleicht nicht jedermanns Sache. Da darf natürlich Pharell Williams' Song „I am Happy“ nicht fehlen, für Morgenmuffel eine glatte Überforderung (für Ostwestfalen sowieso), aber auch für alle mit morgendlichen Anlaufschwierigkeiten, die ihr Schlafkontingent in diesen närrischen Tagen auf ein Minimum zurückgeschraubt haben. Aber schließlich ist ja Rosenmontag, da fällt es nicht schwer, „happy“ zu sein, zumindest im Rheinland und in anderen närrischen Hochburgen. Gelegenheit, jedermann um den Hals zu fallen und nach links und rechts Bützchen auszuteilen. Insofern wäre es heute absolut uncool, sich als Dracula zu verkleiden oder als Skelett herumzulaufen. Angesagt sind vielmehr sog. Happiness Ambassadors, Lächel-Botschafter, dazu angetreten, die ganze Welt mit ihrem Lächeln zu beglücken und den Traurigen und Tranigen dieser Tage die Maske ihrer Langweiligkeit vom Gesicht zu reißen.

Wäre da nicht noch die Diskussion um den Kölner *Charlie-Hebdo-Wagen*, wo mitten in der bemühten Heiterkeit die Erinnerungen an jene Pariser Gräueltaten wieder hochkommen. Natürlich kann man all das Leid und Elend nicht einfach weglächeln, aber es wäre schon viel getan, wenn man mit einem freundlichen Blick und positivem Denken all dem ins Auge blickte und sich von dem Negativen nicht entmutigen und nicht niederdrücken ließe. Es ist nicht zu leugnen: es gibt Abstiegsängste, Angst vor Überfremdung, Sorge um die Zukunft. Pegida lässt grüßen. Aber in gewisser Weise sind die Rosenmontagszüge in Köln, Düsseldorf und Mainz die rheinische Alterna-

tive zu jenen doch recht freudlosen Demonstrationen in Dresden. Es würde die aufgeheizte Stimmung in der Republik sicher kolossal entkrampfen, wenn am Straßenrand jener Demonstrationen nicht Hundertschaften von Polizisten stünden, sondern Närrinnen und Narrhalesen, deren Lebensfreude vielleicht sogar ansteckend wäre. *„Drink doch ene met, stell dich nit esu ann ...“*, könnte man dann vielleicht schulterklopfend so manchem verbitterten Protestler sagen. Das würde zwar nicht alle Probleme lösen, aber es wäre schon etwas getan, wenn man wenigstens ab und zu darüber lachen könnte. Ich finde, das hätte was: Die Bläck Fööss in Dresden, und vielleicht würde der eine oder andere sogar mit schunkeln und einstimmen: *„I am happy“*. Oder wem die alte deutsche Volksweise lieber ist: *„Froh zu sein, bedarf es wenig, und wer froh ist, ist ein König.“*

Zeit für Ostern

Immer neue Enthüllungen. Kaum noch zu steigernde Schreckensmeldungen. Fassungslosigkeit und Verzweiflung auf den Gesichtern derer, die um ihr Kind trauern, ihren Lebenspartner, ihre Mitschüler oder Kollegen ... Wir erleben dieser Tage die Ohnmacht einer gegen alle Risiken abgesicherten Gesellschaft, die fassungslos die Ereignisse der letzten Woche verfolgt, den Absturz der Germanwings-Maschine, und wir ahnen, dass es eine letzte Sicherheit nicht gibt. Zurück bleibt eine unendliche Traurigkeit und tiefe Verunsicherung. Das Gefühl wird viele begleiten, die in diesen Tagen in den Osterurlaub aufbrechen, ob zu Wasser oder Luft, auf Straße oder Schiene – eine Gemütslage, die sich auch derer bemächtigt, die verstört zurückbleiben.

Und die Kirchen? „*Wir aber hatten gehofft ...*“, so werden in der Bibel enge Freunde Jesu zitiert, dem sie die Überwindung von Tod und Leid zugetraut und der Durchsetzungsmacht Gottes geglaubt hatten. Der schmachvolle Tod Jesu in Verlassenheit lässt sie bitter enttäuscht zurück, verunsichert und ratlos. Aber immerhin, sie bleiben zusammen, sie reden von ihrem Schmerz, ihrer gekreuzigten Hoffnung; und es ist gerade dieses Miteinander, das sie erahnen lässt – mehr als dass sie es verstehen –, dass der Tod, auch der schrecklichste und unmenschlichste, nicht das Ende, sondern ein Durchgang ist – zum Leben, einem Leben bei Gott. Schwer zu glauben, für die Anhänger Jesu damals wie für die Christen und alle vernünftig denkenden Menschen heute. Dabei geht es nicht um irgendein kosmisches Zeichen oder um eine urgewaltige Vision; erst allmählich, ganz allmählich reift in ihnen die Gewissheit, dass er, der tot Geglaubte, mit dabei ist, zu ihnen spricht – als einer,

der lebt. „*Brannte uns nicht das Herz*“, so gestehen sie sich ein, „*als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn erschloss ...*“ (Lk 24,32).

Ich fürchte, so weit sind wir noch nicht, und es wird vielleicht noch lange dauern, bis wir mit dem Geschehenen unseren Frieden finden. Da drängen sich wohl zunächst Bilder der Vergangenheit auf, Worte, Episoden, Sequenzen aus glücklichen Tagen. Dankbares Erinnern für das, was war, für Liebe, Güte, Verstehen, Verzeih'n. Den Jüngern Jesu ging es nicht anders: an die grenzenlose Liebe, mit der Jesus jedem, vor allem den Kleinen, Marginalisierten, gesellschaftlich Ausgegrenzten begegnet ist, den Kranken und Trauernden ... Und erst allmählich setzt sich die Erkenntnis durch, dass alles, was war, bleibt und fortwirkt, bis in die eigene Gegenwart hinein. Es ist die überraschende Wende, Gewahrwerden des Auferstandenen. In der Schwäche zeigt sich Gottes Stärke, in der Verlassenheit erweist sich seine Nähe, im Tod offenbart sich das Leben Gottes. Als Christen glauben wir daran, dass Gott den Tod, jeden Tod, besiegt hat. Es ist wohl die einzige Hoffnung, die bleibt, auch über den Tod hinaus. „*Noch in derselben Stunde*“, heißt es von den sog. Emmaus-Jüngern, „*brachen sie auf und kehrten zurück*“, zu den anderen, um mit ihnen zu teilen, was sie selbst erfahren hatten. Eine Ahnung, die in ihrem Miteinander zur Gewissheit wird: das der tot Gegläubte lebt. Glauben wider alle Hoffnungslosigkeit. Es ist Zeit für Ostern.

Die Liebe zählt

Was macht einen Mann zum Mann: einen Baum pflanzen, ein Haus bauen und ein Kind zeugen. (Letzteres käme für mich als Priester allerdings nicht in Frage; ich könnte ja statt dessen ein Buch schreiben oder eine Stiftung gründen.) Worum es offensichtlich geht: Stabilität gewinnen, Wurzeln schlagen, einen Fußabdruck in der Geschichte hinterlassen, auch über die eigene vergängliche Existenz hinaus. So verstehe ich jedenfalls diese Volksweisheit. Dahinter steht die ganz grundsätzliche Frage, was eigentlich gelingendes Menschsein ausmacht. Ich habe so manchmal neidvoll auf andere geschaut, die kraftstrotzend durchs Leben gingen, die erfolgreiche Wissenschaftler wurden oder eine glanzvolle Karriere hingelegt haben ... Ob sie im Letzten zufriedener waren, glücklicher, mit sich selbst und der Welt im Reinen? Was macht das Leben rund, so dass ich am Ende sagen kann: es war gut?

Von Jesus ist nicht überliefert, dass er je Häuser gebaut, Bäume gepflanzt oder Nachkommen hinterlassen hat. Nach menschlichen Kategorien ist er auf der ganzen Linie gescheitert. In dieser Woche führen wir Christen uns das ganze Drama seines schmachvollen Todes in Verlassenheit vor Augen. Was sein Leben ausgemacht hat, war eine grenzenlose Liebe, mit der er jedem, vor allem den Kleinen, Marginalisierten, gesellschaftlich Ausgegrenzten begegnet ist: Kranken, Trauernden, von unreinen Gedanken Geplagten ... Wer wie er die solidarische, mitfühlende, verzeihende Liebe zum Maßstab des Menschseins erhob, der war eine Gefahr für die Herrschenden, die ihre Untertanen in Angst und Schrecken hielten. Und er wurde einer Religion gefährlich, deren Elite die Wahrheit für sich gepachtet hatte und die mit ihren

Regeln und Riten das Leben der Menschen maßregelten. Wie befreiend dagegen seine schlichte, aber machtvolle Botschaft, dass allein die Liebe zählt: Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten. Das ist sein Testament. Dafür wurde er gekreuzigt.

Die überraschende Wende erschließt sich erst an Ostern. Auch wenn Jesus wohl kaum Bäume gepflanzt, Häuser gebaut und Kinder gezeugt hat: Die Geschichte zeigt, dass er, von den Toten auferstanden, viele Nachkommen hat, sehr viele, bis heute: Menschen, die aus seiner Liebe leben und wie er den Weg der Liebe gehen. Wenn das kein Grund zur Hoffnung ist!

Frohe Ostern!

Löscht den Geist nicht aus!

*„Denn die einen sind im Dunkel und die anderen sind im Licht.
Und man siehet die im Lichte. Die im Dunkeln sieht man nicht.“*

Als Bertolt Brecht 1930 für die Verfilmung der „Dreigroschenoper“ diese Schlusstrophe der „Moritat von Mackie Messer“ anfügte, legte sich bereits das Dunkel der menschenverachtenden Nazi-Diktatur über das Land. Siebzig Jahre nach Kriegsende sehen wir, wohin es führt, wenn man Radikalen, Rassenisten und ideologisch verblendeten Schlägern die Bühne überlässt.

Insofern war es eine deutliche Ansage, dem Kölner Aufmarsch der „Patriotischen Front gegen die Islamisierung des Abendlandes“ im wahrsten Sinne des Wortes das Licht abzdrehen; denn *„die im Dunkeln sieht man nicht“*. Anstatt sich vor monumentaler Kulisse werbewirksam ins Rampenlicht zu setzen, blieben Dom und Innenstadt in gespenstisches Dunkel gehüllt. Den Kirchen, so die schweigende Botschaft, unabhängig wie viele ihr angehören oder ihre Gottesdienste besuchen, ist es eine moralische Pflicht, ihre Stimme zu erheben, wo immer Systeme Totalitätsansprüche erheben, wo Menschen ausgegrenzt und ihrer Würde beraubt werden, von ihrem allerersten Werden bis hin zum letzten Vergehen.

Darauf mit eindringlichen Worten hingewiesen zu haben, intellektuell anspruchsvoll und ethisch herausfordernd, ist das uneingeschränkte Verdienst von Kardinal Woelki, der beim Dortmunder Reinoldimahl sich nicht mit billigem Entertainment aufgehalten und sich nicht auf wohlklingende Ergebniseadressen beschränkt hat. Wo sonst, wenn nicht hier, wo Entscheidungs-

und Verantwortungsträger einer Stadtgesellschaft zusammenkommen, ist der Ort, um auf die dunklen Mächte unserer Zeit hinzuweisen und dafür zu werben, sich für eine solidarische, menschenachtende Gesellschaft einzusetzen.

„Lösch den Geist nicht aus!“ (1 Thess 5,16), so hat Paulus einst die Zivilgesellschaft zu Wachsamkeit und Achtsamkeit herausgefordert: den Geist der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, den Geist der Freiheit und Gerechtigkeit, den Geist der Solidarität und Barmherzigkeit, den Geist der Besonnenheit und Ernsthaftigkeit, nicht einen Geist der Verdrossenheit und Verzagttheit. Es ist der Geist, den Gott allen verheißen hat, die ihn darum bitten, nicht nur an Pfingsten.

Es gilt das gesprochene Wort ...

„Es ist eigentlich alles gesagt, nur noch nicht von jedem ...“ Ein alter Kalauer, der aber immer wieder passt, gerade auch in diesen Tagen, wo die schier unerschöpflichen Themen wie Staatsschulden, Euro-Krise, „Grexit“ ... auf allen Fernsehkanälen und Radiobeiträgen, auf Internetforen und in immer neuen Zeitungskommentaren wiedergekaut werden – ohne Aussicht auf einen Mehrwert an Erkenntnisgewinn. Die frohe Botschaft aus Brüssel, Athen oder Berlin heißt dann jedes Mal: sie reden miteinander, immerhin! Um dann doch noch nachzuschieben, es sei aber noch nicht zu einer Verständigung gekommen ...

Aber genau darum müsste es doch gehen: miteinander sprechen, damit die Verständigung zu größerem Verständnis für die Auffassung, für die Not oder besondere Situation des jeweils anderen führt. Das ist in der großen Politik nicht anders wie im täglichen Leben. Manche meinen, man müsste nur laut und lange genug auf den anderen einreden, um sich verständlich zu machen und sich mit seiner Meinung durchzusetzen; und mit entsprechendem Imponiergehabe versuchen sie die anderen einzuschüchtern oder mundtot zu machen. Überzeugend wirkt das allerdings nicht. Darauf müsste man vielleicht auch mal die Kontrahenten so mancher Talkshow hinweisen – oder die Verhandlungspartner in der Politik oder bei Tarifaueinandersetzungen. Denn eines ist doch völlig klar: wenn ich etwas erreichen will, muss ich den anderen ernst nehmen, seine Sorgen und Bedenken, auch wenn ich nicht seiner Meinung bin, anstatt einfach nur gebetsmühlenartig die eigene Position zu wiederholen.

Wir sollten wieder lernen, miteinander zu reden, nicht übereinander und nicht aneinander vorbei. Darum braucht es Foren und Veranstaltungsformate, die für eine neue Kultur des Dialogs stehen, für die Kunst des Redens und des Hörens und die Bereitschaft, ernsthaft und aufrichtig nach gemeinsamen Lösungen zu suchen, ohne den anderen über den Tisch zu ziehen, ihn niederzumachen oder bloßzustellen. Dann wäre nicht nur alles gesagt; es gäbe auch ein Ergebnis. Das wäre doch was!

U-Bahn

In der U-Bahn-Station unter der Reinoldikirche warte ich auf meine Anschlussverbindung. Vor mir stehen einige türkische Jungs in ihren weit ausgeschnittenen Shirts, lachend, gestikulierend, lebensfroh. Eine junge Frau schiebt ihren Kinderwagen gemächlich vorbei. Während ich auf die nächste Bahn warte, fällt mein Blick zwischendurch immer wieder auf die bunt gekachelten Wände, auf denen die Fenster einer gotischen Kathedrale angedeutet sind, daneben die steinernen Figuren eines Kirchenportals. Zeugen aus einer anderen Zeit. Religiöse Anmutungen im Profanen. Was für ein Kontrast zu dem pulsierenden Leben um mich herum. Auch wenn kaum jemand von diesen Wandmalereien Notiz zu nehmen scheint: wir sind umgeben von der Aura des Ewigen, selbst an diesem unterirdischen Ort.

Zwei Frauen seitlich von mir sehen etwas bedrückt aus. Den Gesprächsfetzen, die herüberdringen, entnehme ich, dass eine von ihnen unterwegs ist zum Krankenhaus. Auch das gehört zum Leben, Sorgen und Nöte ebenso wie das muntere Treiben um uns herum. Auf der Wand hinter ihnen erkenne ich das religiöse Motiv der Kreuzabnahme und Beweinung Jesu, und an der gegenüberliegenden Bahnsteigkante Szenen aus dem Leben Mariens ... Bei aller Rastlosigkeit und Geschäftigkeit, die hier unten zwischen den ein- und abfahrenden Zügen herrscht, sind wir umgeben von jener unaufdringlichen Erinnerung an die Dimension des Ewigen – (im wahrsten Sinn des Wortes) hoch über uns.

All diese Eindrücke gehen mir noch nach, während ich bereits in die nächste U-Bahn einsteige. Aus dem Blickwinkel nehme ich noch wahr, wie

eine junge Frau, die Haare rot gefärbt, die Lippen gepierct, sich bückt und einem alten Flaschensammler zwei Pfandflaschen bringt. Und ich denke mir, wer weiß, ob die Aura des Himmlischen nicht doch auch abfärbt auf das Leben von uns Unterirdischen.

Humanismus als Christenpflicht

„Liebe Protestanten, bitte nehmt es uns nicht übel, wir wissen ja, viele von Euch sind über die mediale Omnipräsenz des Papstes erzürnt und fragen uns regelmäßig, wann wir verdammten Papisten endlich wieder mal eine antiklerikale Polemik drucken.“, so entschuldigte sich der Leitartikler der ZEIT in der Silvester-Ausgabe 2014, nachdem sich Papst Franziskus in seiner Weihnachtsansprache vehement gegen jede klerikale Herrschaftsform gewandt hatte (wie Luther in seinen besten Zeiten).

Dieser Tage nun sehen wir einen Papst, der sich in die Weltpolitik einmischt, in historischer Mission zwischen Washington und Havanna vermittelt, die Friedensgespräche zwischen der kolumbianischen Regierung und den Farc-Rebellen vorantreibt, den 160 Staats- und Regierungschefs auf dem UN-Gipfel in New York ins Gewissen redet und vor den *„unheilvollen Auswirkungen einer unverantwortlichen Zügellosigkeit der allein von Gewinn- und Machtstreben geleiteten Weltwirtschaft“* warnt. *„Die wirtschaftliche und soziale Ausschließung“*, so der Papst, *„ist eine völlige Verweigerung der menschlichen Brüderlichkeit und ein äußerst schwerer Angriff auf die Menschenrechte und auf die Umwelt.“* Man zwingt die Ärmsten, wie Weggeworfene von Weggeworfenem zu leben und die Folgen des Missbrauchs der Umwelt und der *„Wegwerfkultur“* zu tragen.

Hierzulande werden zu den mahnenden Worten die Bilder von Menschen eingespielt, die zu zigtausenden Woche für Woche an unseren Landesgrenzen stehen, im Freien campieren und auf unseren Bahnhöfen ankommen. Menschen, die die Zerstörung ihrer Städte und Häuser erlebt haben; denen

die Lebensgrundlage entzogen wurde und die aus ihrer Heimat vertrieben wurden; die miterleben mussten, wie Freunde und Familienangehörige gedemütigt, gefoltert, getötet worden sind – die Ausgegrenzten und „Weggeworfenen“ dieser Welt, die heute an unsere Tür klopfen und Aufnahme suchen, eine neue Heimat und ein Obdach für ihre Seele.

Es ist beileibe nicht nur der Papst, der mit seiner moralischen Autorität auf das Leid der Menschen hinweist und die Verantwortung der Regierenden herausfordert. Das Schicksal unseres Planeten, ja der Menschheit geht uns alle an, angefangen immer mit den Nächsten vor unserer Haustür. Humanismus ist Christenpflicht, Menschlichkeit ein Menschenrecht. Es wird uns große Anstrengungen abverlangen. Aber unsere Welt wird dadurch nicht ärmer, sondern reicher.

Willkommen im Sehnsuchtsland!

Von den Mühen einer Integrationskultur

Es war im letzten Jahr in Afrika. Mit einigen Studierenden war ich in Ruanda, wo wir für Flüchtlinge aus Tansania Hütten gebaut und Wasserleitungen gelegt haben. Nachdem gerade 36.000 Flüchtlinge in dem bitterarmen Land verteilt waren, standen in diesem Jahr, unbemerkt von der Weltöffentlichkeit, rd. 80.000 Flüchtlinge aus Burundi vor der Tür, notdürftig untergebracht in Zeltstädten der UN-Flüchtlingsorganisation UNHCR. Es war für uns beschämend, mit welcher Selbstverständlichkeit und Großzügigkeit die Afrikaner das Wenige, was sie haben, mit denen teilen, die Schutz und Hilfe suchend bei ihnen gestrandet sind.

Was das für eine Regierung, eine Zivilbevölkerung bedeutet, erleben wir in diesen Monaten in Europa: an den europäischen Außengrenzen in Griechenland, Ungarn, Kroatien, Slowenien, in Italien, Malta, Spanien ... Und auch bei uns in Deutschland. Die bange Frage, die hinter der ersten Welle der Willkommenskultur steht: Schaffen wir das? Haben wir den Mund nicht etwas zu voll genommen? Haben wir den langen Atem, den es braucht, um Menschen nicht nur willkommen zu heißen und ihnen ein Dach über dem Kopf und eine warme Mahlzeit zu geben (was schon viel ist!), sondern sie in unsere Welt zu integrieren, ihnen gute Lehrer, Nachbarn, Arbeitskollegen ... zu sein. Die Kommende hat das frisch renovierte Reinoldushaus geräumt und bietet immerhin Platz für 18 Flüchtlinge, junge Männer zwischen 18 und 25 Jahren, die nicht nur untergebracht und versorgt werden, sondern mit In-

tegrationsseminaren, Sprachkursen und beruflichen Einstiegshilfen den Weg in eine selbstbestimmte Zukunft finden wollen.

Es ist wahr: wir können nicht die ganze Welt aufnehmen, aber wir können zumindest denen, die vor unserer Tür stehen, ein freundliches Gesicht zeigen, und wer sagt, dass wir schon das uns Mögliche getan haben? Bislang geben wir etwas von unserem Überfluss, und es sind nicht wenige, die sich die Aufnahme von Flüchtlingen auch gut bezahlen lassen. Bevor wir also leichtfertig sagen, dass wir an unsere Grenzen kommen, sollten wir ernsthaft die Grenzen unserer Gastfreundschaft und Aufnahmebereitschaft ausreizen. Wenn die Begeisterung des Anfangs nachlässt, wird es darauf ankommen, sich ernsthaft und mit langem Atem für die Integration der Fremden in unserem Land zu engagieren. Das ist nicht nur eine Frage menschenfreundlicher Politik und werbewirksamer Humanität: für uns Christen ist es schlicht eine Glaubensfrage: *„Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen ...“* (Mt 25, 35).

Es sind die Fragen, die Gott uns am Ende unseres Lebens einmal stellen wird. Und was für ein Glück: Die Antwort können wir schon jetzt geben.

Schicksalstag der Deutschen

Und wieder ist heute der 9. November. Schicksalstag der Deutschen, wie es heißt. 1938, vor 77 Jahren, brannten überall im Land die Synagogen. Propagandistisch gelenkte Barbarei in unserem Land, der das staatlich organisierte Auslöschen jeglichen jüdischen Lebens folgen sollte. Viele haben damals weggeschaut. Und wieder brennen heute Häuser, fast jeden Tag irgendwo im Land ein Brandanschlag auf Flüchtlingsheime und Asylunterkünfte. Was wird noch folgen?

1989, vor 26 Jahren, fiel die Berliner Mauer und in der Folge jene menschenverachtende Grenze zwischen Ost und West. Ein Akt der Befreiung, auf den Straßen errungen von mutigen Menschen, die mit dem Ruf „Wir sind das Volk“ staatlicher Willkür trotzten und so ein Leben in Würde und Freiheit erstritten. Und wieder sind in unserem Land heute Menschen unterwegs, wieder mit der Parole „Wir sind das Volk“ auf der Straßen, Wutbürger und manche Mitläufer, die diesmal den Bau von Mauern, Zäunen und Grenzen fordern. Wohin soll das noch führen?

Damals waren es die Gottlosen, die die Gotteshäuser angezündet haben. Und damals waren es die Montagsdemonstrationen, die aus den Kirchen heraus auf die Straße gegangen sind. Heute gehen in den Kirchen die Lichter aus, wenn auf den dunklen Plätzen Hassparolen skandiert und Drohungen gegen Politiker und Medien ausgestoßen werden. Wo führt all das hin? Wie verbittert müssen Menschen sein, gefühlte Verlierer der Globalisierung, dass sie anderen den Lebensraum absprechen? Und wir, die zivilisierte schweigende Mehrheit, die wir touristisch bis in die elendste Weltregion vordrin-

gen konnten: wundert es uns, dass das Elend auch Wege zu uns findet, nicht nur virtuell?

Es bräuchte auch heute den Aufstand der Anständigen, wie damals zu Zeiten der Wende. Es bräuchte bekennende Christen, wie damals, die sich dem nationalsozialistischen Terror widersetzen. Glaubende wie Nichtglaubende, die dem Fremden mit Menschlichkeit begegnen, wer es auch sei – einfach weil er und sie, von unserem Gott geliebt, Menschenantlitz trägt.

„Herr, unsere Erde ist nur ein kleines Gestirn im großen Weltall. An uns liegt es, daraus einen Planeten zu machen, dessen Geschöpfe nicht von Kriegen gepeinigt werden, nicht von Hunger und Furcht gequält, nicht zerrissen in sinnlose Trennung nach Rasse, Hautfarbe oder Weltanschauung. Gib uns Mut und Voraussicht, schon heute mit diesem Werk zu beginnen, damit unsere Kinder und Kindeskinde einst stolz den Namen Mensch tragen.“

(GEBET DER VEREINTEN NATIONEN)

Hören, um zu fühlen

„Wer nicht hören will, muss fühlen.“ So kennen wir den Erziehungsgrundsatz unserer Altvorderen, mit dem ungehörigen Kindern oft fühl- und spürbar die Meinung gegeigt wurde. Die Zeit körperlicher Züchtigung ist – Gottlob! – vorbei. Aber funktioniert deswegen schon demonstratives Weghören bei unliebsamen Themen und mutwilliges Überhören unangenehmer Wahrheiten?

Auf dem Handy lassen sich unwillkommene Botschaften mit einem einzigen Klick wegdrücken, und wem das Fernsehprogramm in der virtuellen Welt nicht passt, der wechselt einfach den Kanal. Aber in der wirklichen Welt funktioniert das nicht. Da lässt sich das, was ist, nicht einfach leugnen oder ausblenden. Was verdrängt wird, kommt wieder und meldet sich oft umso nachhaltiger zurück. Dann rächt es sich, wenn man den Kopf in den Sand steckt und den Tatsachen nicht ins Auge blickt.

Lebenskunst – im persönlichen wie im gesellschaftlichen Leben – fordert genau das Gegenteil: Hinschauen statt wegsehen. Wahrnehmen, was ist. Hören, um zu verstehen! Das mag mühsam und anstrengend sein, manchmal auch unangenehm. Aber es ist die Voraussetzung, um handeln zu können und initiativ zu werden – agieren statt re-agieren.

Der „Hörende“, eine Bronzeskulptur der Münsteraner Künstlerin Hilde Schürk-Frisch im Eingang der Kommende Dortmund, ist daher mehr als nur ein dekoratives Element. Der doppelte Gestus des konzentrierten Hinhörens wie des tatkräftigen Ausschreitens hat programmatischen Charakter.

Hilde Schürk-Frisch hat sich ein Leben lang mit der schweigend-horchsamen Existenz des Hörenden beschäftigt. Den Wanderstab in der ausge-

streckten Rechten, die linke Hand als Verstärker an die Ohrmuschel gelegt, verkörpert er den Prototyp des hörenden, zum Aufbruch bereiten Menschen. „Worauf sollen wir hören?“ – „Wohin sollen wir gehen?“ – „Wohin geht die Reise?“ Fragen, die sehr modern klingen. Bedrängend für viele, die unsicher geworden sind, müde oder lustlos, die die Orientierung ihres Lebensweges verloren oder die Suche danach aufgegeben haben.

Und es gibt zu viele, die einfach drauflos marschieren, getreu der inhaltslosen Devise: „Der Weg ist das Ziel“. – Nein, das Ziel ist das Ziel, und es bedarf großer innerer Anstrengung, hineinzuhören in das Schweigen, hinauszuschauen in das Dunkel. Ausstehen, warten, fragen nach dem, was Gott will – in der Bereitschaft, auch Unmögliches zu wagen, den Weg zu gehen, den Gott uns gehen heißt.

„Gott umarmt uns durch die Wirklichkeit“ (Ignatius von Loyola), und nur wer die Wirklichkeit wahr- und annimmt, kann sie gestalten und ist in der Lage, die Welt zu verändern. Hören, um zu fühlen. Fühlen, um zu handeln. Der „Hörende“ ist Auftrag und Mahnung zugleich: aufnahmebereit zu sein, handlungsfähig bleiben, auch bei unliebsamen Themen und unangenehmen Wahrheiten. Wer hören will, muss fühlen – und sich führen lassen, im Vertrauen auf den, der ihn vorwärts weist.

Transformation

Ein Land bringt sich in Form. Waren wir in den letzten 25 Jahren nach der Wende vor allem damit befasst, dem „neuen Deutschland“ eine „neue Form“ zu geben und die Transformationsprozesse unserer östlichen Nachbarn mit Bewunderung und Sorge zu verfolgen, steht unser Land mit dem Zustrom hunderttausender Flüchtlinge derzeit selbst in einem Transformationsprozess von ungewissem Ausgang. Denn auf die so eindrücklich und unpräzise zur Schau getragene Willkommenskultur, die spontanen Begrüßungskomitees an den Bahnhöfen und all die bis zur Erschöpfung engagierten polizeilichen Einsatzkräfte, kommunalen Mitarbeiter und freiwilligen Helfer, an den Grenzen und in den Flüchtlingsunterkünften, folgte alsbald die hasserfüllte Gegenreaktion: brennende Flüchtlingsheime, fremdenfeindliche Demonstrationen, nicht zu reden von der aggressiven Hetze gegen Flüchtlinge, von anonymen Morddrohungen gegen Politiker und obszönen und primitiven Hasskommentaren im Internet. Was wir erleben, ist die erschreckende „Primitivierung des Abendlandes“ und „Veralltäglichsung des Kriminellen“ (so Heribert Prantl in der SZ / 14.10.2015).

Folgt auf das ganz Europa in Staunen und Bewunderung versetzende Herbstmärchen nun also der Winterblues? Wohin steuert unser Land? Und wer steuert diese Prozesse? Denn wer Information besitzt, sie deutet und verbreitet, trägt zur Meinungsbildung bei, hat aber auch Meinungsmacht, erst recht, wenn man sich die Schwarmintelligenz in den Social Media zunutze macht und so gesellschaftliche Stimmungen erzeugt und politische Veränderungsprozesse beeinflusst.

Information führt zu Transformation. Das wäre ein interessantes Thema auch für die Kunst, ursprünglich eher ästhetisch-reflexiv angelegt, das aber durch die tagesaktuellen Geschehnisse eine unvermittelt politische Dimension erhält; eine spannende und zugleich notwendige Herausforderung für Kunstschaffende, Prozesse der Gestaltwerdung und der Veränderung zu reflektieren und mit den Mitteln der Kunst zu verarbeiten. Information und Transformation: *Ideen*, was sein könnte. *Botschaften*, was sein müsste. *Berichte*, was geschehen ist ... Was in unserer medialen und digitalen Informationsgesellschaft „in Form“ gebracht wird und – beabsichtigt oder unbeabsichtigt – Transformationsprozesse auslöst und beeinflusst, hat Kunstschaffende von jeher angeregt und zu Ausdrucksformen animiert, die selbst ihrerseits zum Denken angeregt und Veränderungsprozesse ausgelöst haben.

Ein Land erfindet sich neu. Mit der Aufnahme Hunderttausender, ja Millionen von Flüchtlingen, von denen die meisten bleiben werden und viele ihre Familien nachholen, wird unser Land ein anderes sein. Man mag das bedauern, sich abschotten oder dagegen aufbegehren. Oder man versucht, was klüger ist, diesen Transformationsprozess mitzugestalten, wie es vielfältige Akteure unserer Zivilgesellschaft tun.

»Die ganze Welt ist Bühne
Und alle Fraun und Männer bloße Spieler.
Sie treten auf und gehen wieder ab,
sein Leben lang spielt einer manche Rollen,
durch sieben Akte hin.«

(Shakespeare: Wie es euch gefällt, II,7)

Rolle und Identität

*Mich brennt´s in meinen Reiseschuh´n, fort mit der Zeit zu schreiten.
Was sollen wir agieren nun, vor so viel klugen Leuten?*

Ein schlichtes Volkslied, an das sich mancher, vermutlich eher von den Älteren, noch erinnern wird. Fortschreiten, vorwärtsdrängen, mit der Zeit gehen: eine Dynamik, der man sich schwerlich entziehen kann. Was geschieht in der Welt, was sind die Themen, die uns heute beschäftigen (sollten), in welche Diskussion müssen wir uns einmischen? Und was haben wir in all dem zu sagen angesichts der zeitgenössischen Leitbilddiskussionen und Profilierungsversuche. Da ist es eher ungewöhnlich, sich den Ort der Auseinandersetzung im Bild des antiken Forums (der postmodernen Plattform) vorzustellen, auf dem die Fragen der Polis, des sozialen Miteinanders wie auch der Religio, der „Rückbindung“ des Menschen an seinen (göttlichen) Ursprung, lebhaft und kontrovers diskutiert wurden. Oder noch gewagter:

im Bild des antiken Theaters, in dem es um Wesentliches ging, um menschliche Grundfragen und gesellschaftliche Aporien. Und je nachdem, ob es sich um eine Tragödie oder Komödie handelte, hat dann auch schon mal ein Deus ex Machina als (Er)Löser in die menschlich und politisch verfahrenere Situation eingegriffen, so dass der Betrachter am Ende metaphysisch getröstet und psychologisch wieder aufgerichtet, den Weg in die Kulissen seines eigenen Lebens fand.

*Da gehn die einen müde fort, Die andern nahn behende.
Das alte Stück man spielt so fort und kriegt es nie zu Ende.*

Auch hier: was für frappierende Ähnlichkeiten im Lebensrhythmus von Kommende und Akademie! Da herrscht ein reges Kommen und Gehen. Tagungen, Auditorien, Teilnehmergruppen wechseln sich ab, bringen immer neue Anliegen, Inhalte, Veranstaltungsformate mit, die uns herausfordern und bereichern. Und wir alle, in unterschiedlichen Rollen, Kompetenzen und Verantwortlichkeiten spielen mit, bringen uns ein, ringen um Werte und Wahrheiten, und doch kommen wir mit dem „alten Stück“, den „großen Erzählungen“ (Jean-François Lyotard) des Verstehens von Welt und Geschichte, von Wahrheit und Gerechtigkeit an kein Ende.

*Und keiner kennt den letzten Akt von allen, die da spielen.
Nur der da droben kennt den Takt, weiß, wo das hin soll zielen.*

Unser Wissen ist begrenzt, „Stückwerk ist unser Erkennen“ (1 Kor 13,9).

Es ist schon viel gewonnen, wenn wir überhaupt eine gemeinsame Sprache finden, gemeinsam in eine Richtung schauen. Doch es geht nicht nur um Meinungen und Ansichten. Noch grundsätzlicher stellt sich die Frage, welche Rolle wir eigentlich spielen auf der Bühne unseres Lebens? Wissen wir überhaupt, wer wir sind? Einsames Fragen, wie es Dietrich Bonhoeffer in einsamen Stunden formuliert: *„Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen? Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß? ... Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer? Bin ich beides zugleich?“*

Rolle und Identität – Grundfragen menschlicher Existenz, alles andere als „nur“ Theater! In Kommende und Akademie geht es oft ganz elementar um solche Fragen. Wer sind wir? Wie geben wir uns? Wer wollen wir sein? Haben Glaube und Spiritualität, Sehnsüchte, Ängste und Zweifel noch Platz in diesem Rollenspiel? Welche möglichen Identifikationsbilder – auch für eine spirituelle oder religiöse Orientierung – stehen zur Verfügung, und wie werden diese konstruiert, transferiert, angenommen, abgelehnt, missbraucht oder instrumentalisiert? Es lohnt sich, darüber nachzudenken und mit anderen ins Gespräch zu kommen. Nicht auszuschließen, dass es darüber zu spannenden Diskussionen, lebendigen Auseinandersetzungen, inspirierenden Begegnungen kommt.

Stille Nacht

Ein alte weihnachtliche Melodie, die nach dem Herzen greift: eintauchen in die Stille, zur Ruhe kommen, zum Wesentlichen. Und doch bleibt der Kopf voll von all den Stimmen und Bildern, die sich nicht einfach abstellen lassen: Flucht und Elend, Terror und Angst, Wutbürger und Hassmails. Was ist das für eine Welt, die immer mehr aus den Fugen gerät! Und wir mittendrin. Weihnachtslieder singend, um wenigstens für kurze Zeit jene ständige Geräuschkulisse auszublenden, die äußere und die innere, die uns doch immer wieder anfällt. Sehnsucht nach Frieden in friedloser Zeit.

„*Laut, viel zu laut ist der Mensch in allem seinem Schweigen*“, schrieb einst Ernst Wiechert. Das trifft auch heute zu, vielleicht mehr denn je. Anders dieses schlichte Weihnachtslied, das es geschafft hat, sich in die Herzen der Menschen zu spielen, weltweit, und das auch jene anrührt, die sich selbst als religiös unmusikalisch bezeichnen. Wenn sich unsere Alltagsgesellschaft dann ein festliches Kleid anzieht: mit Weihnachtsmarkt, Christbaumkugeln und Spekulationsduft, versetzt sie sich in eine heimelig friedliche Stimmung, die für einen flüchtigen Moment selbst hartgesottene und coole Zeitgenossen erahnen lässt, dass es mehr geben muss als nur Hetzen und Rennen, als die Finger auf der Tastatur und das Handy am Ohr, als die tägliche Sorge, die Langeweile, das Gefühl der Verlorenheit und Leere in einsamen Stunden.

Aber man müsste diesen Ahnungen Raum geben, jene zarte Weihnachtsmelodie in sich zum Klingen bringen. Denn was wirklich wichtig ist, kommt erst dann zum Bewusstsein, wenn Hast und Geschäftigkeit von einem abfallen und die viel zu lauten Stimmen, das pausenlose Hintergrundgedudel

allmählich abebben. Dann, ja dann kann die „Stille Nacht“ sogar zur „Heiligen Nacht“ werden: Zeit und Raum, da Gott sich finden lässt. Dann mag es gelingen, hineinzuhorchen in die Stille und auf dem Grund des Schweigens das Wort zu hören, das einen wirklich angeht: das Wort, das Gott uns sagen möchte, ja schon längst gesagt hat. *„Als die Nacht in tiefem Schweigen bis zur Mitte vorgerückt war, sandte Gott sein allmächtiges Wort“* (Weish 18,14f). Daran erinnern wir Christen uns, wenn es auf Weihnachten zugeht: dass Gott schon immer zu uns unterwegs ist, um bei uns Menschen anzukommen – in unserer Nacht, in unserem Schweigen. Dann kann es geschehen, dass unsere „stille Nacht“ eine „heilige Nacht“ wird: Weihnachten, wenn der Himmel leise die Erde berührt, wie einst vor 2000 Jahren in Bethlehem.

Europa – Wertegemeinschaft oder Wirtschaftsunion?

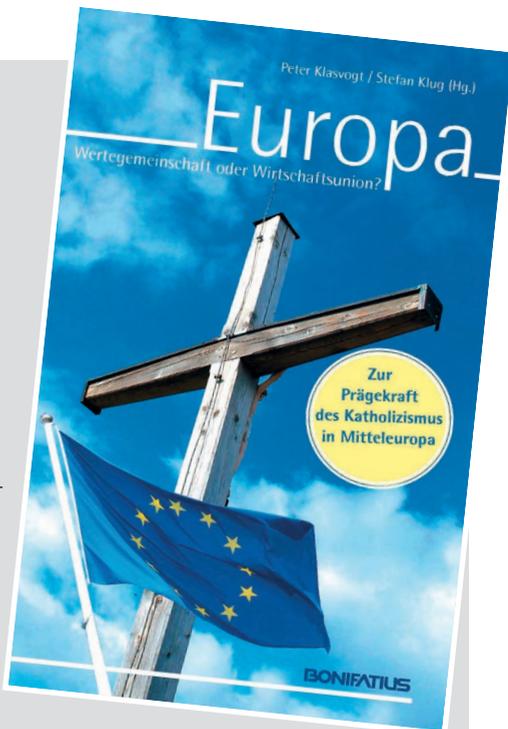
Peter Klasvogt | Stefan Klug (Hrsg.)

Verantwortung für das „gemeinsame Haus“ Europa

Über Werte wird viel diskutiert, aber es dominiert die Wirtschaft, auch in Europa. Nationale Eigeninteressen und nationalistische Misstöne, so scheint es, schaffen zunehmend ein Klima schleichender Entsolidarisierung.

Dagegen melden sich renommierte Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft zu Wort, die daran erinnern, dass Europa mehr ist als eine Währungs- und Wirtschaftsunion. Anstatt über eine mangelnde Präge- und Gestaltungskraft des Christlichen, die innere Distanz der Kirche zu zeitgenössischer Kultur und Medien und die selbst auferlegte Zurückhaltung beim sozialetischen Engagement in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft zu klagen, fordern sie vielmehr dazu auf, sich für das „gemeinsame Haus“ von Europa zu engagieren und gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen, damit Europa mehr und mehr eine Wertegemeinschaft wird, im Dienst an der Weltgesellschaft.

180 Seiten | Kartoniert 19,90 € [D] | ISBN 978-3-89710-615-4





beneVolens

Kommende-Stiftung Dortmund

*Jugend fördern.
Zukunft gestalten.*

Spendenkonto:

Bank für Kirche und Caritas Paderborn

IBAN: DE25 4726 0307 0017 8503 00

BIC: GENODEM1BKC



**Sozialinstitut
Kommende**

Dortmund

Brackeler Hellweg 144

44309 Dortmund

Fon: 0231 20605-36

klasvogt@kommende-dortmund.de



Katholische Akademie
Schwerte

Bergerhofweg 24

58239 Schwerte

Fon: 02304 477-502

klasvogt@akademie-schwerte.de